

Heimatlos unter Feinden ...

Das Schicksal der verfolgten Reichs- und Volksdeutschen in Ost-Mitteleuropa von 1944 bis 1951

Band IX/03

Die Flucht vor der Roten Armee aus dem Reichsgau Wartheland

Räumung der Stadt Labischin und Flucht in westlicher Richtung bis zur Überrollung des Trecks durch die Russen im Kreis Czarnikau durch sowjetische Truppen im Januar 1945

Erlebnisbericht des Pastors Heinrich D. aus Lüderitz, Kreis Schubin in Posen (x001/359-364):

>> In der letzten Hälfte des Jahres 1944 trat unter der Bevölkerung der Umgebung von Bromberg, zu der ich mit meiner Familie in Lüderitz, Kreis Altburgund, im nordöstlichen Zipfel gehörte, eine gewisse Unruhe ein. Man hörte Stimmen, die eine Umsiedlung nach Westdeutschland erwogen, die heimlich Wäsche und Möbel abgeschickt hatten, die eine besonders höfliche, wenn nicht unterwürfige Haltung den Polen gegenüber zeigten und ähnliches mehr. Dann wurden starke Aushebungen von Frauen und Männern vorgenommen, und man schickte sie zu Schanzarbeiten nach dem Osten.

Es kam im November die Aufstellung des Volkssturmes, alle Männer bis zu 60 Jahren wurden erfaßt. Im Dezember 1944 erhielt Lüderitz Fronttruppen. Etwa 50 SS-Männer mit einem, wie es hieß, sehr wertvollen Nachrichtengerät quartierten sich bei uns ein, weil die Ostfront zurückgedrängt worden war.

Die offiziellen Heeres-, Partei- und Beamtenstellen suchten jeder Beunruhigung entgegenzutreten, und die Gesamthaltung der deutschen Bevölkerung zeigte auch ein gemeinsames Verantwortungsgefühl, das kaum eine Abwanderung aufkommen ließ. Wir gehören alle zusammen und dürfen nicht Einzelwege gehen, dürfen nicht als Einzelne die Flucht ergreifen und die Gesamtheit im Stich lassen.

Selbst als Mitte Januar bei schneidendem Frost (-15°) die ersten Trecks vom Osten her unseren Ort durchzogen, wollte der Gedanke noch nicht aufkommen, daß wir auch fort müßten. Erst am Freitag, dem 19. Januar 1945, ordneten die Partei und der Kreis die Vorbereitungen zum Abzug an.

Am Sonnabend gegen Abend wurde ganz dringend zur Flucht geraten. In der Nacht war alles fieberhaft dabei, die wichtigsten Sachen wie Kleider, Betten, Wäsche und notwendigste Lebensmittel auf Wagen zu verladen. ...

Der verantwortliche Leiter des Trecks, Ortsgruppenleiter W., beauftragte mich, mit der ersten Gruppe morgens um 7 Uhr den Abzug zu beginnen, da mir die Wege am besten bekannt waren. Ich selbst nahm im letzten Augenblick noch eine Wöchnerin mit ihrem eben geborenen Kinde in mein Auto und besorgte meinen beiden Söhnen Dieter und Rainer, vierzehn und zwölf Jahre alt, einen Platz auf einem Kastenwagen. Etwa 20 Wagen gehörten zu dieser Spitzengruppe. Ich fuhr am Schluß und verließ erst gegen 10 Uhr den Marktplatz, als der Haupttreck sich schon zu ordnen suchte.

Zu dieser Zeit stand bereits der erste russische Panzer am östlichen Stadtrand, beschoß die Stadt und vor allem das Quartier der SS-Mannschaft, die sich sehr tapfer verteidigte. Etwa die Hälfte ihrer Leute fiel, und der Rest konnte noch so eben den wertvollen Nachrichtenapparat retten. Dadurch wurden die Russen so sehr aufgehalten, daß der Haupttreck, wenn auch unter Beschuß, so doch noch herauskam.

Wir fuhren Neben- und Richtwege und mieden, solange es ging, die Chausseen. Das gab uns sehr schnell den nötigen Vorsprung, zumal wir nach Westen, die Russen nach Norden streb-

ten.

Die polnische Bevölkerung war ruhig geblieben, nur einige wenige schossen hinter dem letzten Treck her. Die meisten Wagen hatten polnische Männer als Kutscher, die durchweg freiwillig mitfuhren. Von Dietfurt (Znin) berichtete mir ein motorisierter Unteroffizier, er habe soeben festgestellt, daß von deutscher militärischer Seite für die Polen unsere Infanteriegewehre 98 bereitgehalten würden. Er habe die Schlösser herausgenommen und sie im Beiwagen mitgenommen. So war die Gefahr für uns beseitigt.

Mehrere Deutsche, besonders Baltendeutsche, haben gleich am ersten Tage Selbstmord z.T. mit der ganzen Familie verübt, und zwar durch Gift und Aufschneiden der Pulsadern. So unser Arzt Dr. S., der Amtsrichter und andere.

Unser Treck zog in den ersten 3 Tagen recht geordnet und ungestört seinen Weg. ... Unsere Straße war leer, ebenso waren die Dörfer schon 24 Stunden vorher von allen Deutschen verlassen. Wir trafen einzelne Posten an, die freundlich und hilfsbereit waren. ...

Es war selbstverständlich, daß ich mich mit dem Auto beim Treck hielt und die Spitze anführte. Am Montag, dem 22. Januar 1945, trafen wir zwischen Gollantsch und Margonin auf überfüllte Straßen. Es gab Radbrüche, ungeordnetes Fahren, Stockungen und schließlich einige Kilometer vor Kolmar einen völligen Stillstand. Die abschüssige Straße war spiegelglatt, die Pferde fielen, die Wagen rutschten und landeten z.T. im Straßengraben. Nur mit großer Vorsicht und starken Bremsen war das Passieren dieser Stelle möglich. Jedenfalls verloren wir so einen halben Tag, und der Russe kam näher. Einzelne sowjetische Panzer hatten hier und da schon Trecks durchquert, Verletzte hatte es gegeben, aber die Trecks zogen doch ihren Weg weiter nach Westen.

Diese 2 Tage und Nächte hatten die Nerven stark angegriffen. Für die Männer und Frauen gab es keinen Schlaf. Sie waren stets angespannt. Als Nahrung hatten wir hartgefrorenes Brot. (Im Treck sah man) Kranke und Gebärende, leidende und schreiende Kinder. Tag und Nacht bei 15° unter Null draußen auf offenem Wagen, dann die Panzer oft hörbar nahe, Schüsse und vorne Hindernisse. Nichts Warmes für die Säuglinge, die Pferde überanstrengt bei der Glätte, es fehlte an Stollen. Man darf sich nicht wundern, wenn mancher die Nerven verlor, zumal es sich ja um Kinder, Frauen und ältere Männer handelte. Die Jungen waren ja alle Soldaten. Man sah so manch alte Frau, so manches Kind, die auf dem Kutscherbock saßen, in den Pausen die Pferde versorgen mußten, denen aber auch zugleich die ganze Verantwortung für die kleinen Kinder auferlegt war.

Am Montagabend verweigerten auch einige Gespannführer des von mir geführten Trecks die Weiterfahrt. Sie könnten nicht mehr weiter und müßten jetzt nach 3 schlaflosen Nächten endlich schlafen, wenn auch nur auf ihren Wagen in der kalten Winternacht. Einige Wagen meiner Zwanziger Gruppe bogen vom Wege ab und suchten für die Nacht leerstehende Gehöfte auf. So mußte bereits jetzt vielen die Verantwortung für ihr persönliches Handeln überlassen werden. Der Lüderitzer Haupttreck hatte den Anschluß längst verloren, was bei den verstopften Straßen kein Wunder war. Ich habe selbst 3 Tage und Nächte nicht geschlafen, hatte geordnet, die Wege ausgekundschaftet, Verbindungen aufrechterhalten, wenn andere Wagen sich in unseren Treck einschoben.

Ich wollte die Nacht zum 23. Januar in einer polnischen Arbeiterhütte vor Kolmar zubringen. Andere, so meine Kinder und andere Mitziehende, wollten auf keinen Fall rasten. Vor allem drängte mich meine Frau, denn die Wöchnerin bekam ... Fieber und verlor die Nahrung für ihr Kind. ... Ich verabschiedete mich von den zurückbleibenden Gespannführern, gab Weisungen zum Nachkommen und fand die ersten Wagen unseres Trecks einige Kilometer hinter Kolmar auf dem Wege nach Scharnikau wieder.

Es war eine helle Mondnacht: Die Straßen waren verhältnismäßig leer, da die meisten in und um Kolmar rasteten. Wir befanden uns im Walde, hörten öfters Schüsse. Auch sollen dicht

hinter uns russische Panzer die Straße in Richtung Schneidemühl überquert haben. Es überholten und begegneten uns einige Militärfahrzeuge – alles in der Nacht - man fragte uns, wer wir seien, und fuhr weiter. ...

Ob es Russen waren, ich weiß es nicht, in der Nacht war man so abgestumpft, daß überhaupt keine Gedanken kamen. Wir waren so weit, daß wir nicht mehr konnten. Dann zogen einzelne Jungen und Mädchen, Kinder noch, an uns vorüber, die aus Schulen und Heimen (KLV) fortgelaufen waren, müde und stumm wie wir.

Da der Weg frei war, die Wöchnerin uns ständig mehr Sorgen machte, beschloß ich im Einverständnis mit meinen 8 Kindern und Enkeln, die Pferdefuhrwerke fuhren, gegen 2 Uhr nachts, (mit dem PKW) bis Schönlanke vorzufahren, um dort die Wöchnerin mit dem Säugling beim Roten Kreuz abzugeben und sofort wieder zurückzufahren. So sollte ich am Dienstag früh die Spitze des Trecks und meine Kinder in Scharnikau wieder treffen. Es wurde vereinbart, daß, sollte ein unerwartetes Hindernis das unmöglich machen, ich dann auf jeden Fall in Filehne sie erwarten würde.

Die Fahrt bis Schönlanke verlief normal. In Scharnikau sollte gleich hinter uns die Brücke gesprengt werden, so daß wir wußten, daß eine Rückfahrt nur noch über Filehne möglich sein würde. Als ich die Wöchnerin abgeliefert hatte – sie kam später glücklich heraus ... – und zurückfahren wollte, waren plötzlich beide Hinterreifen des Autos völlig gerissen. Ich konnte nicht mehr von der Stelle. Jetzt erlebte ich (die) Bürokratie. Die mit Reifen angefüllten Läden (bzw. Ladeninhaber) verlangten Bezugsscheine! Das Landratsamt erklärte, für mich sei es nicht zuständig, ich bat, flehte, ... nichts half, nicht zuständig! Die Not schrie, man hörte nicht. Da waren keine Herzen mehr, da war maschinelles Beamtentum mit seinen Gesetzen. Ich suchte nach Menschen, ob ich unter den Geschäftsleuten welche finden würde?

Ich trat ins nächste Geschäft. Da standen Waffen-SS-Leute und suchten und nahmen für ihren Wagen, was sie brauchten; wie würde es mir ergehen, würden diese Frontsoldaten mir helfen? Im selben Augenblick hörte ich meinen Namen, es waren die letzten Soldaten unserer Lüde-ritzer Einquartierung, die Befehl hatten, ihr Gerät zu retten. Der Auftrag war ausgeführt, und sie machten sich jetzt zur Rückfahrt fertig. Aber erst wurde mir geholfen! Befehl: "Zuerst sind alle Wünsche von Pastor D. zu erfüllen, dann kommen wir". Im Nu war mein Wagen wieder flott. Aber es war spät geworden, am Vormittag hatte ich nichts erreicht. ... Ein zweites Auto schloß sich an, und so war ich bei Einbruch der Dunkelheit am Bahnübergang in Filehne, am Nordufer der Netze.

Dort traf ich wieder auf unsere Trecks aus dem Osten, ohne Abstand folgte Wagen auf Wagen, ein Weiterfahren gegen den Strom war unmöglich. Also hieß es, aussteigen und Posten stehen, bis die eigenen Wagen eintreffen würden. Ich stand dort bis 12 Uhr nachts. Viele Bekannte grüßten und baten um Wegweisung, andere baten um Rat. Wohin mit den Toten auf den Wagen, die alt und krank oder als kleinste Kinder die Strapazen nicht weiter ertragen hatten? Man konnte nur raten, sie seitlich in den Schnee zu betten, da die Erde hartgefroren war, oder sie weiter mitzunehmen. Man tat das letztere. Das waren wirklich Vertriebene, Heimatlose, von den Kriegsfurien Verfolgte. ...

Um 12 Uhr nachts ließ ich mich ablösen, um mit dem Auto einen Vorstoß über die Netze ... in Richtung Scharnikau zu versuchen.

Die Straßen waren leer, nur einzelne Versprengte, Fuhrwerke oder Verunglückte traf ich, denen meine Hilfe zur mitternächtlichen Stunde gerade recht kam. Nach einigen Stunden kehrte ich ohne Ergebnis zurück. Nach einer kurzen Ruhepause bezog ich wieder Posten am Bahnübergang und prüfte Wagen nach Wagen - die unseren fehlten.

Da stürzte Frau Pastor S. mit Kind und Kindermädchen auf mich zu. ... Ihre Nachricht war furchtbar. Abgerissen, unklar und verstört stammelte sie nur, daß unser Treck einige Kilometer vor Scharnikau (Czarnikau) von russischen Panzern durchstoßen und völlig abgeschnitten

sei. Ihr Mann sei vorausgelaufen, um das (deutsche) Militär von Scharnikau zum Gegenstoß zu bewegen, aber (alle Bemühungen waren) umsonst. Nur einige wenige hätten sich durch Laufen noch herausgerettet, soweit sie vorne waren. ... Sie selbst sei ebenfalls abgesprungen und davongelaufen. ...

Seitdem sei sie unterwegs, also 17 Stunden Fußmarsch ohne Ziel und in Angst und Sorge um alle anderen. Von unseren Kindern habe sie gehört, daß alle 8 erschossen worden seien. Wir würden umsonst warten, ein Zurück zu ihnen sei unmöglich, unsere Soldaten hätten alles abgesperrt. Damit war der große Treck der Flüchtenden für West und Ost geteilt. Ein erster furchtbarer Abschluß.

Ich blieb trotzdem auf meinem Posten, vielleicht kämen die unseren doch noch, außerdem konnte ich den anderen Vorüberfahrenden Wegweisungen geben und Stockungen verhindern. Gegen 12 Uhr mittags stürzte plötzlich meine erwachsene Tochter Renate mit ihrer Freundin auf mich zu, schluchzend, gebrochen und doch beglückt, weil sie mich sah und nun für sich einen Halt hatte.

Ein kurzes Fragen und dann (berichtete sie): "Die Russen sind gerade bei unserem Wagen durchgestoßen, keiner durfte mehr weiterfahren. Ich ging dem Wagen voraus, um mich zu wärmen. Als ich die Russen sah, bin ich mit den anderen gelaufen. Man habe hinter ihnen hergeschossen, aber nicht getroffen, was in einzelnen Fällen leider geschehen war. Als sie zur Besinnung gekommen sei, habe sie zurück gewollt, aber die Freundin habe es nicht geduldet. Sie hätte doch nicht helfen können." Unsere anderen Sieben und die Bekannten? Man müsse damit rechnen, daß sie umgebracht sein könnten, aber man könne nichts Bestimmtes sagen.

Unsere physische und seelische Kraft war zu Ende, und besonders meine Frau hatte nur den einen Wunsch, hinfahren zu den Abgeschnittenen, nur mit ihnen alles gemeinsam tragen, auch Schrecken und Tod. Ich selbst hatte vier Tage und Nächte kaum geschlafen, die Hindernisse, die Aufgaben, die erregende Lage hatten mich aufgehalten. Aber jetzt merkte ich, daß, wenn wir uns den anderen Kindern - es waren noch sechs, z.T. Soldaten, irgendwo, z.T. zerstreut - erhalten wollten, wir Ruhe brauchten.

Fast mit Gewalt verwehrten uns nächste Freunde die Weiterfahrt, mein Wagen wurde umgedreht, und nun steuerte ich das Auto nach Pommern, wo ich mit meiner Frau, der jüngsten Tochter und einem Enkel am Donnerstag glücklich bei der Schwester und Mutter meiner Frau landete. Drei Wochen blieben wir dort in der Nähe von Arnswalde, am 16. Februar ging die Flucht von neuem los, nun allerdings mit Übernachtung und normaler Verpflegung. Als wir in Wittenberge die Elbe überschritten, fühlten wir uns geborgen. Seitdem teilen wir das Los der Millionen anderer Ostvertriebener in der britischen Zone.<<

Flucht in das westliche Reichsgebiet in den Kreis West-Prignitz von Januar bis Februar 1945

Erlebnisbericht der Annemarie G. aus Filehne, Kreis Czarnikau im Reichsgau Wartheland (x001/371-378): >>Nachdem am Freitag, dem 20. Januar 1945, ohne Angabe eines Grundes unser Gemeindehaus beschlagnahmt wurde und innerhalb zwei Stunden leergeräumt sein mußte, trafen am Samstagabend die ersten Flüchtlinge aus Leslau und Hohensalza in Filehne ein. Es schnitt uns tief ins Herz, als die Wagen hochbepackt, mit Koffern, Säcken und verummten Gestalten, vorbeifuhren. Noch ahnten wir ja nicht, daß uns schon so bald die gleiche Not treffen würde.

Am Sonntagmorgen brachte ich den Flüchtlingen, die im Gemeindehaus untergebracht waren, einige Eimer warmes Waschwasser und lud sie zum Gottesdienst ein, der nun statt im Gemeindesaal in der unheizbaren Kirche stattfinden mußte.

Als die Glocken schon zum Gottesdienst läuteten, kam in eiliger Hast einer unserer Presbyter zu mir mit der Meldung: "Die Post hat soeben eine Nachricht bekommen, daß bis 11 Uhr der

Warthegau geräumt werden solle. Sollen wir da noch Gottesdienst halten?" Ich raste schnell in das Bürgermeisteramt und erfuhr dort, daß unser Gebiet der Räumungsbefehl nichts angehe. Dann gingen wir in unsere schöne, alte Kirche.

Als ich nach Hause kam, fand ich dort die Zeitung vor. Auf der ersten Seite stand fettgedruckt ein Aufruf des Reichsstatthalters Greiser: "Männer und Frauen aus dem Warthegau! Für Euch kommt jetzt die Stunde der Bewährung. Niemand darf seinen Platz verlassen. Ich weiß, daß ich mich auf jeden einzelnen von Euch verlassen kann. Wehe dem, der nicht aushält bis zum Letzten!" ...

Während wir noch die Zeitung lasen, waren diese Herren bis runter zum Landrat längst über alle Berge.

Soviel war klar, daß man jederzeit mit dem Räumungsbefehl oder mit noch Schlimmerem rechnen mußte. Der Sonntagnachmittag verlief zwischen Hoffen und Bangen. Man kam überhaupt nicht zur Ruhe. Es war einfach unvorstellbar, wieviele Menschen an jenem Sonntag das Pfarrhaus stürmten und irgendwie Rat oder Hilfe beehrten. Dabei sehnte ich mich so nach einigen Augenblicken wirklicher Stille.

Am Abend zündeten wir noch einmal die Kerzen am Christbaum an, der noch stand, weil wir hofften, der Vati würde auf Urlaub kommen, und saßen vor der Krippe, deren Figuren ich in den Jahren zwischen Abitur und Hochzeit selbst gesägt und bemalt hatte. So erlebten wir am letzten Abend in der Heimat noch einmal die Weihnachtsbotschaft. Von Weihnachten her begann unsere Flucht.

Das letzte Erlebnis unserer Kinder in der Heimat war die Weihnachtsgeschichte, und die ging mit ihnen und wurde ihnen unterwegs in Eis und Kälte, in Ställen und Scheunen immer wieder in ganz besonderer Weise lebendig, wobei eines der Kinder allerdings feststellte, daß es das liebe Christkind doch besser gehabt hätte als wir. Es hätte mit seinen Eltern und den Tieren ganz allein im Stall wohnen dürfen und eine Krippe als Bettchen gehabt, während wir wie die Ölsardinen nebeneinandergepfercht in Ställen auf der Erde lagen.

Am Abend ging ich noch einmal in das Bürgermeisteramt, die einzige Stelle, die vielleicht noch etwas über unsere Situation im Bilde war. Vielleicht?! Dort erfuhr ich, daß ein feindlicher Durchbruch bei Gnesen uns hätte gefährlich werden können. Er sei aber abgeriegelt, und wir könnten ruhig schlafen gehen. Die Straßen hatten sich inzwischen mit Trecks gefüllt und die Ortsnamen an den Wagen waren uns zum Teil recht nachbarlich vertraut. Ich schlief, um jederzeit bereit zu sein, in dieser Nacht angekleidet. Noch immer trug ich mein schwarzes Amtskleid, in dem ich am Vormittag Gottesdienst gehalten hatte.

Am Morgen, gegen 7.30 Uhr, als die Kinder, die am Abend auch spät zur Ruhe gekommen waren, noch schliefen, bekamen wir den Räumungsbefehl. Alle Frauen und Kinder sollen sich beim Gut Arndtshof, daß außerhalb der Stadt lag, etwa 20 Minuten von unserer Wohnung entfernt, versammeln und von dort pünktlich um 8.30 Uhr mit Fuhrwerken weggeschafft werden. In Eile wurden die Kinder angezogen und das zuvor bereitgestellte Gepäck zusammengepackt. Wie dankbar war ich, daß meine Mutter bei uns war und ich nicht allein mit Großmutter und den Kindern fertig werden mußte.

Als wir auf die Straße kamen, mußten wir bald feststellen, daß es unmöglich war, auf dieser vereisten und durch Trecks versperrten Straße unser Ziel rechtzeitig zu erreichen. Kurz entschlossen stellte ich meine Koffer ins Haus zurück, setzte meine Kinder auf den Rodelschlitten, zog mit einer Hand den Schlitten und stützte mit der anderen die Großmutter (87 Jahre alt), die bei der Glätte kaum gehen konnte. Meine Mutter trug einen Koffer und half hin und wieder den Schlitten schieben. Sie brachte uns zum Sammelplatz und kehrte dann nochmals mit dem Schlitten zurück, um unser Gepäck abzuholen, in der Hoffnung, daß der Treck doch nicht pünktlich fahren werde. Leider war das ein Irrtum, und wir wurden getrennt.

Unser Bürgermeister, zwar ein überzeugter Nationalsozialist, aber ein gerechter und stets das

Beste wollender Mann, stand am Sammelplatz und versuchte, von all seinen Göttern schmäherlich im Stich gelassen, den Ausmarsch zu organisieren und zu retten, was noch zu retten war. Der arme Mann wußte selbst nicht, was eigentlich los war, ob es überhaupt noch einen Ausweg gab oder ob wir schon eingekesselt waren. Alle Stellen, von denen er gewohnt war, Befehle zu empfangen, hüllten sich seit Stunden in Schweigen und ließen ihn in schwierigster Situation mit seiner Verantwortung allein.

Immerhin hatte er es in kürzester Zeit geschafft, so viele Fuhrwerke zu besorgen, daß die deutsche Bevölkerung, mit Ausnahme des Gualtersheimes, für das Lazarettwagen zugesagt waren, die aber niemals eintrafen, weggebracht werden konnten. Mit eiserner Energie wachte er darüber, daß alte Frauen und Mütter mit kleinen Kindern die besten Plätze bekamen und alle untergebracht wurden. Nur wenig Handgepäck durfte jeder mitnehmen. Größere Gepäckstücke mußten, mit Namen und Heimatanschrift versehen, zurückgelassen werden und sollten mit Lastkraftwagen abtransportiert werden.

Da wir mit der Großmutter und den Kindern verhältnismäßig schnell unseren Platz bekamen, hatte ich noch einige Minuten Zeit, im benachbarten Gualtersheim meinen lieben Alten ein Abschiedswort zu sagen. Bis zuletzt habe ich geschwankt, ob ich nicht meine Mutter mit den Kindern allein auf den Weg schicken sollte und mit den Leuten von Post, Eisenbahn und Behörde dableiben sollte, zumal ja das Altersheim noch nicht evakuiert war und ein, wenn auch geringer Teil versuchte, trotz Räumungsbefehl zurückzubleiben. Da meine Mutter bis zum Abgang des Trecks nicht zurückkam und ich mich auch für meine Familie sowie für die Ausziehenden verantwortlich wußte, entschied ich mich, auch zu gehen.

Es war eine schwere Verantwortung, die uns Frauen in jenen Tagen auf die Schultern gelegt war. Wie schwer wurde oft im Gebet um die richtige Entscheidung gerungen! Wie sehnte man sich danach, sich mit irgend jemandem aussprechen zu können, aber der Mann war Soldat, und viele verängstigte Gemeindemitglieder suchten bei mir Trost und Stütze. Es war alles so unendlich schwer. ...

Pünktlich wurde unser Treck in Richtung Driesen - Landsberg auf den Weg geschickt, eine Fahrt ins Ungewisse. Wie gut tat es, zu wissen, daß man auf den endlosen Straßen der Flucht mit all ihrem Grauen und ihrer Not in Gottes Hand war, genau so wie in der nun verlorenen Geborgenheit der Heimat.

Keiner vermochte zu sagen, ob der Weg noch frei war oder ob wir schon eingekesselt waren, ob die Russen uns dicht auf den Fersen folgten oder überhaupt nicht kamen. Bei 22 Grad Kälte und klarem Winterwetter verließen wir unsere Heimat, die uns in dieser bitteren Abschiedsstunde noch einmal in vollendeter Schönheit grüßte, ein Bild, das sich wohl uns allen unvergeßlich eingepägt hat.

Wenn wir uns auch im Trubel der letzten Stunden nicht völlig der Tragweite dieses Abschieds bewußt wurden, so war es uns nun doch allen recht schwer ums Herz. Still saßen wir, in Decken gehüllt, auf unseren Wagen und nahmen noch einmal das vertraute Bild in uns auf und reihten uns ein in die unübersehbaren, endlosen Kolonnen, die mit uns auf der gleichen Straße zogen, die über Nacht aus der Geborgenheit ins Elend gestoßen waren. Fast bis zur alten Reichsgrenze fuhren wir durch unsere Gemeinde, die sich über ein Gebiet von etwa 25 bis 50 km erstreckte. Immer neue Wagen reihten sich ein.

Schon im nächsten Dorf, Dratzig, wurden die Trecks mit Steinen beworfen, die doch nur aus völlig wehrlosen Frauen und Kindern bestanden. Die Roskoer, die knapp 2 Stunden nach uns kamen, wurden schon von Polen beschossen. Später stand an der Landstraße eine Gruppe deutscher Soldaten, die den Vorbeifahrenden heißen Kaffee reichten. Als ich den Kindern dazu etwas zu essen geben wollte, fiel mir ein, daß sowohl die fertiggemachten Brote als auch Fett und Wurst sich nicht bei dem Gepäck befanden, das wir bei uns hatten. Glücklicherweise hatte ich im Rucksack einen ganzen Laib Brot und ein Taschenmesser. So lernten wir es schon

am ersten Tage, dafür dankbar zu sein, daß wir wenigstens noch trockenes Brot essen konnten.

Mitten hinein in unsere ernsten Gedanken, die sich mit dem, was hinter uns und was vor uns lag, beschäftigten, schallte plötzlich laut und deutlich, wenn auch die Melodie nicht ganz richtig war, der erste Vers vom Lied: "Jesu geh voran ..." / "Führ' uns an der Hand bis ins Vaterland ..."

Meine Annemarie hatte es angestimmt, und die Jungen sangen es, so gut und laut sie es konnten, mit. Das war ein Trostwort aus Kindermund, das bei allen, die es hörten, seine Wirkung nicht verfehlte. Ich fühlte mich in meinen sorgenvollen Grübeleien durch das selbstverständliche Lied der Kinder, die auch etwas von der Ungewißheit, die auf uns lastete, spüren konnten, tief beschämt.

Als wir das Altreichsgebiet erreicht hatten, atmeten wir auf und machten im ersten Dorfkrug Rast, um uns aufzuwärmen, das Vieh zu füttern und vor allem, um einen Überblick zu gewinnen, wieweit wir noch beisammen geblieben waren. Dabei stellte es sich heraus, daß außer den polnischen Kutschern, die uns übrigens bis zum Schluß treu dienten, nur ein einziger Mann bei uns war, der Verwalter von Gut G., ein älterer, sehr gewissenhafter und frommer Mensch mit einem Beinleiden aus dem Ersten Weltkrieg.

Die übrigen deutschen Männer waren ja, soweit sie nicht Soldaten waren, noch in den letzten Tagen zum Volkssturm einberufen. Nach einer kurzen ernsten Aussprache sah er ein, daß ihm das Amt des Treckführers auferlegt sei, und er hat es treu ausgeübt, bis uns in der West-Prignitz Pferde, Wagen und Kutscher beschlagnahmt wurden. Wir alle, besonders aber meine Kinder, haben ihm viel zu danken. Gott schenkte uns in ihm einen Vater und Versorger. Da er ja Gelegenheit hatte, auf dem Gutshof seinen Wagen vollzuladen, war er natürlich besser versorgt als wir alle und teilte immer wieder mit uns, was er besaß. Manche Suppe hat Frau M. für den ganzen Treck gekocht. ...

Das erste Nachtquartier bezogen wir in einem kleinen Dorf, 13 km hinter Driesen, und wurden dort sehr freundlich aufgenommen und gut gepflegt. Gepäck und Wagen wurden auf einem Gutshof abgestellt, und wir wurden in verschiedenen Häusern untergebracht. Die Familie, die uns aufnahm, holte uns mit einem Rodelschlitten ab, weil unsere Kinder so todmüde waren, daß sie nicht mehr fähig waren, auch nur einen kurzen Weg zu gehen. Vor allem mein Curt ... fiel einfach in sich zusammen, wenn er stehen oder sitzen sollte. Mein Jüngster, der immer besonders guten Appetit hatte, verweigerte standhaft das Essen. "Ist nicht mein Löffel, ist nicht mein Teller!" Es dauerte tagelang, bis er begriff, daß er seinen Teller und Löffel nicht mehr besaß.

Die nächsten Nächte verbrachten wir in Zechow (7 km vor Landsberg) in einem Tanzsaal. Dort wurden die Pferde neu beschlagen und die Eisen geschärft. Die Ruhepause benutzte unser Treckführer, um für uns in Briesenhorst, einem kleinen Dörfchen an der Grenze der Kreise Landsberg und Soldin, endgültige Quartiere zu machen. Der Kreis Soldin war ja als Unterkunft für die Flüchtlinge aus dem Kreis Scharnikau bestimmt, bis diese wieder in die Heimat zurückkehren konnten, wie es hieß.

In Landsberg verließen uns sehr viele, fast alle, die im Reichsinneren Verwandte hatten, bei denen sie hofften, bleiben zu können, und fuhren mit der Eisenbahn weiter. Hier herrschten noch geordnete Verhältnisse. Wir erfuhren dort auch, daß unser Reichsstatthalter schon vor einer Woche mit großem Gefolge dort durchgereist ist und in einem der feudalsten Lokale den Abschied aus dem Warthegau gefeiert hatte.

Unser Treck wurde nun wesentlich kleiner. Jede Familie hatte einen Wagen für sich und konnte sich so wohnlich wie möglich einrichten. In Briesenhorst bekamen wir gute Quartiere mit Kochmöglichkeiten. Am Sonnabend wurde ich gebeten, doch am Sonntag für unseren Treck Gottesdienst zu halten (das haben wir später immer getan), da am Ort keine Kirche war.

Wir feierten den Gottesdienst in meinem Zimmer. Die Filehner brachten ihre Quartierwirte mit, manche andere Menschen kamen auch noch, so daß die Bauernstube die Menschen kaum fassen konnte. Das silberne Amtskreuz, das mein Mann im Baltikum zur Ordination bekommen hatte, half den Tisch zum Altar gestalten.

Dieses silberne Kreuz hat, solange wir unterwegs waren, noch oft seinen Dienst tun dürfen. Es ist sicher selten in einem Gotteshaus inniger gebetet, gesungen und Gottesdienst gefeiert worden, als in dieser schlichten Flüchtlingsbehausung am ersten Sonntag nach der Vertreibung. Übrigens war ich erstaunt, wie viele die Bibel oder nur das Gesangbuch mitgenommen hatten. Manche, von denen ich es gar nicht erwartet hätte.

Wenn Briesenhorst auch nicht unser endgültiges Quartier blieb, so wurden uns dort doch ein paar Ruhetage geschenkt, ehe die große Hatz begann. Großmutter hatte für sich ein schmales Bett, und ich schlief mit den 3 Kindern in einem großen, breiten Bett. Curt hatte Mittelohrentzündung, und Annemarie war schwer erkältet und hatte hohes Fieber. ...

In der Nacht ... wurden wir herausgeklopft: "Der Russe ist in Landsberg, wir müssen sofort aufbrechen." In einer knappen halben Stunde waren wir fertig. Und los ging die nächtliche Fahrt durch einen wilden Schneesturm, daß man die Hand vor Augen nicht sehen konnte. Meine kranken Kinder durften bei mir im geschlossenen Wagen mitfahren. Ich hatte bei diesem entsetzlichen Wetter auch vollauf damit zu tun, mich um die Urgroßmutter und meinen kleinen Sohn zu kümmern. Unser nächstes Ziel war Küstrin. Auf der Straße halfen wir, ein im Schnee festgefahrener Wehrmachtsfahrzeug wieder flott zu machen und erfuhren, daß der Russe bereits in Küstrin wäre. Der Weg über Soldin sei aber noch frei.

Nun nahmen wir Kurs auf Soldin. In Werblitz wollten wir eine Rast einlegen, weil Pferde und Menschen erschöpft waren. Nirgends fanden wir (eine) Unterkunft. Jedes Haus war schon vollgestopft mit Flüchtlingen. Schließlich fanden wir in einem zugigen Gasthausflur wenigstens noch einen Platz, wo wir ein Dach über dem Kopf hatten. Unsere Kinder fanden in einem umgedrehten Tisch etwas Schutz. Wir anderen versuchten uns, in Decken gehüllt, ein wenig auf dem Steinfußboden auszustrecken, wobei die Enge des Raumes uns zustatten kam, daß einer den anderen wärmte.

Kaum hatten wir eine einigermaßen passable Lage gefunden und waren ein wenig eingeschlafen, da gab es Panzeralarm. In wilder Eile verließen die Flüchtlinge das Dorf. Großmutter war den Anstrengungen und Aufregungen nicht mehr gewachsen und brach zusammen. Was blieb mir übrig, als sie in ihrem bemitleidenswerten Zustand auf den Wagen zu packen und weiterzufahren.

Gegen Tagesanbruch erreichten wir Soldin. Die Straßen waren durch Wehrmachtsfahrzeuge und Flüchtlinge rettungslos verstopft, so daß man nur schrittweise vorwärtskam. Immerhin waren wir, als gegen Mittag russische Panzer in die Stadt eindringen, schon über das Zentrum hinaus. Wir hörten wohl aus nächster Nähe die Schießereien und erfuhren von Fußgängern, die eiligst zu fliehen versuchten und beweglicher waren als wir, was sich im Zentrum von Soldin zugetragen hatte, wurden aber noch nicht direkt betroffen.

Noch wehte derselbe eisige Schneesturm. Wir aber saßen auf unserem Wagen und hatten an diesem Tage nicht einmal einen Schluck warmen Kaffee im Leibe. Das gefrorene Brot mochten wir auch nicht essen. Großmutter bekam einen Schwächeanfall nach dem anderen. Christian weinte vor Kälte. Wir aber waren eingereiht in die großen Kolonnen und mußten geduldig warten, bis wir wieder ein paar Pferdelängen vorankamen. Und hinter uns kamen die Russen. Wir waren alle recht müde und verzagt.

Erst mitten in der Nacht erreichten wir Bad Schönfließ und fanden in der geheizten Schule noch ein Plätzchen, wo wir uns auf Stroh ausstrecken konnten. Freundliche Leidensgenossen, Unbekannte, die mit uns in dieselben unendlichen Kolonnen eingereiht waren, gaben der Großmutter noch heißen Kaffee aus der Thermosflasche.

Am Morgen ging es schon lange vor Tagesanbruch weiter, denn Eile tat not, weil der Russe uns schon auf den Fersen saß; 2 Pferde, die durch die Strapazen der letzten Tage krank geworden waren, mußten wir zurücklassen. Wir rückten alle ein bißchen zusammen und fuhren weiter. Der Schneesturm hatte aufgehört. ... Am Rande der Straße sah man immer wieder das traurige Strandgut der Trecks, tote Pferde, zerbrochene Wagen und zurückgelassene Gepäckstücke. Glücklicherweise empfanden die Kinder das Grauen dieses Anblicks durchaus nicht so stark wie wir Erwachsenen. Solange klirrender Frost herrschte, mochte das ja noch angehen, aber sobald Tauwetter einsetzte, was würde dann werden?

Schneller, als wir es nach den Erfahrungen der letzten Tage zu hoffen gewagt hatten, kamen wir nach Königsberg/Neumark. Schilder wiesen darauf hin, wo es Verpflegung für Menschen und Tiere geben sollte. Der Marktplatz stand voller Wagen. Es dauerte eine geraume Zeit, bis in dem Speiselokal Platz für uns war. Wohltuend empfanden wir die Wärme und den Duft der kräftigen Erbsensuppe.

Es gab sogar die Möglichkeit, sich mit warmem Wasser zu waschen. Wie weit lag für uns doch schon die Zeit zurück, wo solche Dinge zu den Selbstverständlichkeiten des Lebens gehörten, über die man gar nicht nachgedacht hatte, geschweige denn für sie besonders dankbar war. Einige saßen vor dampfenden Tellern, als schrille Töne uns auffahren ließen. "Alarm, Alarm!" Die Stadt muß sofort von allen Zivilpersonen geräumt werden. Zuallererst müssen die Flüchtlinge die Stadt verlassen.

Nun gilt es, wieder weiterzuziehen. Alles rennt und rettet, flüchtet.

In der Eile und Angst ist man sich gegenseitig im Wege, aber alle haben nur ein Ziel, die Oder zu überschreiten. - Noch nicht lange haben wir die Stadt hinter uns, als furchtbare Detonationen zu hören sind. Der Königsberger Flugplatz wurde gesprengt, und die Einheiten, die dort stationiert waren, fahren in eiliger Flucht an uns vorüber. Wohlmeinende Landser mahnen uns immer wieder: "Frauen, fahrt schneller, damit Ihr noch über die Oder kommt, ehe die Brücken gesprengt werden."

Immer wieder fahren Wehrmachtswagen an uns vorüber; immer wieder stockt die endlose Kolonne, weil irgendwo ein zu Tode ermattetes Pferd gestürzt ist, eine Deichsel brach oder sonst irgend etwas die Weiterfahrt behindert. Heiße Gebete entringen sich der gequälten Brust. Je mehr wir uns der Oder nähern, desto mehr treffen wir Wehrmachtssoldaten, die noch keinesfalls Anstalten machen, zu fliehen. Ganz im Gegenteil, als die Soldaten, die an der Straße arbeiten, von unserer Angst hören, lachen sie uns aus. "Schwedt können wir mindestens 4 Wochen halten, wenn der Russe kommen sollte." Diese Sicherheit ist wohltuend und beruhigend, aber nach den bereits gemachten Erfahrungen vermag sie uns nicht mehr ganz zu überzeugen.

Wir atmen auf, als wir die Oderbrücken hinter uns haben, und wähen uns mal wieder in Sicherheit. Gern hätten wir nun auch unseren treuen Pferden Ruhe gegönnt, aber erst 15 km hinter Schwedt gelingt es uns, einen Platz für uns und unsere Pferde und Wagen zu finden. Meine Kinder bleiben mit Herrn M. in der Glaskutsche, während uns eine Waschküche als Schlafsaal dient. Es ist zwar recht feucht dort, aber wir dürfen heizen. Frau M. stiftet uns noch eine gute Suppe. Dann schlafen wir so dankbar und sorglos wie seit langem nicht.

Am anderen Morgen nehmen wir uns noch Zeit, eine Mehlsuppe zu kochen, ehe wir die Fahrt fortsetzen. Auch jetzt waren die Straßen noch überfüllt von schier endlosen Flüchtlingskolonnen, aber es ging alles geordneter zu. Die wilde Hast, das Rennen ums nackte Leben hatte aufgehört.

In den meisten größeren Ortschaften gab es Verpflegungsstellen für Flüchtlinge, so daß man manchmal sogar mehrmals am Tage etwas Warmes bekam. Auch hatte jeder Ort eine Dienststelle, die für Nachtquartiere sorgte. In jeder Weise merkte man, daß man dem Chaos entronnen war, und empfand das trotz unserer an sich wenig angenehmen Situation täglich neu mit

großem Dank.

Nach bestimmten Plänen wurden die Trecks geleitet und die Flüchtlinge aus den verschiedenen Kreisen wieder in bestimmte Kreise eingewiesen. Wie gut war es nun, wieder ein Ziel vor sich zu haben, das wenigstens ein Stück zweite Heimat werden sollte, und die Hoffnung auf ein Wiedersehen mit vielen Gemeindegliedern. Das waren sehr große Erleichterungen unseres Daseins, die sich noch stärker psychisch als physisch auswirkten.

Andererseits machten einsetzendes Tauwetter und Regen und die Fliegergefahr uns viel zu schaffen. Bald hatten wir keinen trockenen Faden mehr an uns. Infolgedessen fror man auch nachts, obwohl man in geheizten Räumen schlief. –

Wenn Flieger kamen, war es eigentlich ein sinnloses Unterfangen, sich vor ihnen in Sicherheit bringen zu wollen, und doch versuchten wir es immer wieder. Daß auch Trecks von Tieffliegern angegriffen wurden, gehört zu den Dingen, die kaum zu begreifen waren. Die meisten Flieger hatten aber andere Ziele und kümmerten sich wenig um uns.

Im großen Bogen umfuhren wir Berlin. Unser Ziel war der Kreis Westprignitz, etwa 140 km westlich von Berlin. Die Nachtquartiere waren sehr unterschiedlich. Mit besonderem Grauen denke ich noch an die Nacht in Templin. Hunderte von Menschen waren in einem Kinosaal zusammengedrängt. Die Luft war verbraucht, und es machte alles einen schrecklich unsauberen Eindruck. Welche Menschen alle mochten vor uns schon in dem zertretenen Stroh geschlafen haben. Zu allem Überfluß setzte noch stundenlang der elektrische Strom aus, und wir waren völlig in der Finsternis. In Radensieben im Kreis Neuruppin hatten wir es dagegen besonders gut getroffen. Wir bekamen saubere Privatquartiere und durften über Sonnabend-Sonntag dort bleiben. Schon der Empfang in dem Dorf war sehr nett. ---

Die nächsten Tage wurden wir alle ziemlich kreuz und quer geleitet. Das hatte wohl darin seinen Grund, daß man die Flüchtlingskolonnen möglichst gleichmäßig über das Land verteilen wollte, damit nicht nur die Ortschaften an den Hauptstraßen die Last zu tragen hatten. Uns machte das nicht viel aus, da wir ja doch nicht länger als ein bis zwei Nächte an einem Ort bleiben durften, ehe wir in den Kreis kamen, der uns aufnehmen sollte.

In dem kleinen Dörfchen Stavenow taufte ich um 7 Uhr morgens einen kleinen Jungen, der auch mit seiner Mutter auf der Flucht war. Paten waren die Quartierwirtin und eine Frau aus unserem Treck. In Pritzwalk hatte unser gummibereifter Wagen die erste Panne, zischend entfuhr die Luft dem rechten Hinterreifen. Ehe wir uns noch recht klar waren, was los war, entdeckten wir schon, daß wir gerade vor einer Autoreparaturwerkstatt uns befanden. So konnte der Schaden in wenigen Minuten behoben werden. Mit Dank wurde es uns in diesem Augenblick von neuem deutlich, wie gnädig uns unser Herr bis dahin geführt hatte.

Ende Februar erreichten wir unsere endgültigen Quartiere in Sagast in der Westprignitz, etwa 140 km westlich von Berlin. Dort fühlten wir uns zunächst wirklich sicher und versuchten, uns einzurichten, so gut es ging. In einem freundlichen Lehrerhaus wurde uns ein Zimmer eingeräumt.<<

Die Flucht vor der Roten Armee aus Ostbrandenburg

Fluchtbeginn in Landsberg an der Warthe am 30. Januar 1945

Erlebnisbericht des Richard P. aus der Stadt Landsberg an der Warthe in Ostbrandenburg (x001/385-386): >>Nachdem noch am Abend des 29. Januar 1945 über den Drahtfunk jegliche Befürchtungen als unbegründet bezeichnet worden waren, bekam ich gegen 11.00 Uhr eine Anforderung für 10 Klein-LKW, die feindwärts eingesetzt werden sollten, die meisten fuhren sich im Schnee fest und kamen nicht wieder.

Nach Mitternacht sammelten sich in meinem an der Hauptstraße gelegenen Büro außer vielen müden Flüchtlingen auch 2 verwundete Soldaten, die auf Befragen erklärten, daß sie bei Stra-

ßenkämpfen gegen Panzer in Friedeberg verwundet worden seien und, auf irgendwelchen Fahrzeugen mitfahrend, Landsberg erreicht hätten. Friedeberg, etwa 25 km nordostwärts von Landsberg (entfernt), brenne an allen Enden, sagten sie uns.

Nun machte sich auf der westwärts führenden Straße auch immer stärker anschwellender Verkehr bemerkbar, flüchtende Zivilpersonen, vielfach zu Fuß mit Schlitten, Wagen, aber auch Frauen mit Kinderwagen und Gepäck, gegen Morgen (sah man) auch Soldaten und ganze Kolonnen von Polizeieinheiten. Es war nun auch Geschützdonner zu hören, und Feuerschein zeigte an, daß in den umliegenden Dörfern Brände ausgebrochen waren. Von dem Volkssturm und seinen Führern war nichts zu hören und zu sehen. Ich hörte nur, daß die Lastwagenfahrer ihre Angehörigen und die Angehörigen des Volkssturms aufgeladen hatten. Den Anruf eines Apothekers, was denn nun werden sollte, konnte ich nicht beantworten. Ich sah und hörte aber, daß sich unsere gesamten Fahrzeuge bereits westwärts in Marsch setzten.

Gegen 8.00 Uhr sah ich dann den Kreisleiter mit seinem Stab, mit Gewehren auf den Rücken, westwärts ziehen, sie richteten sich im Büro des Gaswerkes ein. Auf meine Anfrage, wie ich mich zu verhalten habe, bekam ich zunächst keine Antwort, später erhielt ich den Bescheid, in einer Stunde wäre der Iwan hier.

Diejenigen, die nun erkannt hatten, wie die Kriegslage war, versuchten mit der Bahn wegzukommen. Die etwa 800 m lange Bahnstraße, der Bahnhofsvorplatz und das Gebäude selbst waren mit Menschen gerammelt voll, von denen die wenigsten mitgenommen werden konnten. Ein Teil resignierte und ging in die Wohnung zurück, andere machten sich zu Fuß auf den Weg, andere wiederum, die die Gefahr noch gar nicht erkannt hatten, gingen morgens an ihre Arbeit, die Geschäfte und Banken öffneten wieder, die Banken bekamen sogar nach Einzahlungen.

Ein Teil der Bevölkerung lehnte es überhaupt ab, bei dieser Witterung zu flüchten, nicht zuletzt, weil ja vom Feinde nichts zu sehen war. Das erklärte sich aber daraus, daß die vorstoßenden sowjetischen Kolonnen auf dem kürzesten Wege die Oder zu erreichen suchten und nördlich an Landsberg vorbeistießen. Im Laufe des Vormittags sah ich dann auch russische Jäger so niedrig über der Stadt, daß man die roten Sterne leuchten sah. Ich rechnete jeden Augenblick mit Tieffliegerangriffen auf die Flüchtenden.

Erschütternd war zu sehen, wie sich unter den Flüchtenden auch Verwundete befanden, die ihre beinverletzten Kameraden trugen oder auf Schlitten mitzuschleppen versuchten, hierfür waren ja keinerlei Fahrzeuge mehr da, denn jeder versuchte, die eigene Haut zu retten. Die letzten Flüchtlingszüge auf der Ostbahn wurden bei Küstrin noch durch russische Panzer beschossen, wobei es Verletzte gegeben haben soll.

Ich selbst wurde, nachdem von Kreisleitung, Bürgermeister und Verwaltung niemand mehr da war, bei dem Versuch, liegengebliebene Fahrzeuge wieder flott zu machen, ... in den Mahlstrom der westwärts strebenden Fahrzeuge hineingezogen, nunmehr in der Hoffnung, die Landsberger Fahrzeuge, wie es auch besprochen war, in Küstrin zu sammeln, um sie zum weiteren Transport von Frauen, Kindern und Kranken nach Landsberg zurückzuführen.

Ich fand aber dort in der Nacht niemanden mehr vor, Küstrin wurde als Festung erklärt und in Verteidigungszustand versetzt, Panzersperren wurden gebaut, nachdem die russischen Panzer über das Eis der Oder schon bis Eberswalde und weiter in die Mark Brandenburg eingedrungen waren. Berlin hatte in dieser Nacht erstmalig Panzeralarm. Mir blieb unter den Umständen nichts übrig, als mich bei meiner vorgesetzten Dienststelle, dem Oberpräsidenten der Provinz Mark Brandenburg, zur weiteren Verwendung zu melden. ...<<

Räumung und mißglückte Flucht, Rückkehr in das von sowjetischen Truppen besetzte Dorf und Befreiung durch deutsche Truppen

Erlebnisbericht des Amtssekretärs i.R. Robert L. aus Benau, Kreis Sorau in Ostbrandenburg

(x001/480-485): >>Sonntag, den 11. Februar 1945, wurden wir früh mit der Nachricht überrascht, der Russe stehe an der Brücke von Gladisgorpe. Anrückendes deutsches Militär bestätigte dies. Da die eingesetzten Kräfte zu schwach waren, konnte der Russe mit Infanteriekräften über den Bober Fuß fassen.

Die Lage wurde für die Bevölkerung von Benau immer kritischer, so daß an die Räumung von Benau gedacht werden mußte.

Bei dem Ernst der Lage hätte dies für die Gesamteinwohnerschaft veranlaßt werden müssen. Viele warnende Stimmen, Frauen und Kinder doch abzubefördern, wurden von der Kreisleitung nicht beachtet, auch hat die Leitung der Gemeindebehörde völlig versagt.

Montag, den 12. Februar 1945, wurde die Lage unhaltbar, so daß gegen 13.00 Uhr mittags der Befehl kam, den Ort umgehend zu räumen. Jetzt war es für viele, welche kein Gespann hatten, zu spät.

Das Oberdorf wurde um diese Zeit von den Russen beschossen, desgl. der Bahnhof. Das Bahnpersonal mit seinen Familien hatte den Bahnhof mit dem Zug verlassen, so daß der Bahnhof in Benau stillgelegt war.

Nun begann in überstürztem Maß die Räumung, jedoch nur von denjenigen, welche eigenes Gespann hatten. Die anderen waren zum größten Teil sich selbst überlassen. Auch ich bemühte mich, meinen Sohn Kurt mit Familie und meine Frau auf dem Treck unterzubringen, dies gelang mir bei dem Bauern Max K., welcher einen Trecker fuhr. Der Bestimmungsort für Benau war Spremberg. Ich und meine Tochter Elsa nahmen uns unsere Räder und fuhren gegen 3.00 Uhr nachmittags in der gleichen Richtung ab.

Als wir in Laubnitz anlangten, hatte der ganze Treck haltgemacht, um in Laubnitz zu übernachten. Wäre der Treck weitergefahren, so wäre ihm viel Unglück erspart geblieben, denn am Dienstag besetzte der Russe Laubnitz und behinderte den Treck am Weiterfahren.

Der Bauer K. sowie der Bauer Paul B., dieselben fuhren einen Trecker, haben in Laubnitz nicht gehalten, sind weitergefahren und haben ihr Ziel Spremberg erreicht. Ich und meine Tochter sind bis Gersdorf gefahren, um bei einem Geschäftsfreund zu übernachten. Am andern Morgen fuhren wir über den Bahnhof Liebsgen nach Pitschkau, um dort zu übernachten. Hier trafen wir die Bauern Wilhelm W. und Bruno F. mit ihren Gespannen, welche hier gleichfalls übernachten wollten.

Gegen Abend kam auch für Pitschkau der Räumungsbefehl, so daß ich und meine Tochter nach Gablenz zu ihren Schwiegereltern fuhren. Hier blieben wir über Nacht. Am Mittwoch, dem 14. Februar 1945, sahen wir die letzten deutschen Posten. Da wir von den Russen eingeschlossen waren, faßte ich den Entschluß, mit meiner Tochter nach Benau zurückzukehren. Wir wollten fremde Leute nicht belästigen. Wir nahmen Richtung auf Zwippendorf. Beim Bahnübergang teilte uns ein Bahner mit, nicht über Zwippendorf zu fahren, da uns die Russen nicht mehr durchließen.

Wir schlugen den Weg links der Bahn ein, um über die Lubsbrücke nach Berthelsdorf-Friedersdorf, von da nach Benau zu gelangen. Als wir ungefähr 300 Meter im Wald gegangen waren, hörten wir russische Panzer in Richtung Gassen fahren. Im selben Augenblick erschienen deutsche Flieger und beschossen die Panzer, die Panzer die Flieger. Wir waren einem mörderischen Feuer von zwei Seiten ausgesetzt. Äste flogen uns zu Füßen. Wir liefen, so schnell uns unsere Füße tragen konnten, unter einen Bahntunnel, unsere Räder liegen lassend. Nach einiger Zeit wurde es wieder ruhiger, wir nahmen unsere Räder und gingen in Richtung Chaussee. Auf dem Weg dorthin begegnete uns der Müller und erklärte, die Mühle sei von den Russen besetzt.

An der Chaussee angelangt, wir mußten über die Lubsbrücke, gewahrten wir an der Mühle einen russischen Posten. Im gleichen Augenblick erschien ein weiterer Posten mit Gewehr. Wir hoben die Hände hoch, und man ließ uns in Richtung Berthelsdorf passieren.

Kaum 200 Meter von der Chaussee entfernt, griffen unsere Flieger erneut russische Panzer an. Wir standen wieder im Bomben- und Maschinengewehrhagel; aber trotzdem die Kugeln um uns herumpfiffen, sind wir nicht getroffen worden. Wir gingen nun in Richtung Berthelsdorf. Kurz vor dem Dorf sahen wir fahrende russische Kolonnen in Richtung Gassen, an der Bahn lang fahrend. Wir gingen in ein Gehöft, da wurde uns von der Wirtin mitgeteilt, sofort weiterzugehen, da die Russen gleich wiederkommen würden. Sie hatte ihre Tochter versteckt, da die Russen nach ihr fahndeten. Ich und meine Tochter verließen daraufhin das Haus.

Als wir fast die Straße erreichten, kam uns ein russischer Offizier mit zwei Mann entgegen. Wir hoben die Hände hoch und konnten, ohne belästigt zu werden, die Straße passieren. Nun gingen wir in Richtung Friedersdorf die Straße entlang. Am Wege lagen Fahrräder, Stiefel, Hausratsgegenstände und anderes mehr, unseren Landsleuten gehörig. Als wir kurz vor Friedersdorf anlangten, kamen unsere Flieger und beschossen das dritte Mal russische Kolonnen. Auch dieses Mal blieben wir unverletzt, trotz der nahen Einschläge.

Wir gingen nun durch den Wald in Richtung Hermsdorfer Weg und wollten am Buschkretscham vorbei nach Benau, in unsere Behausung. Als wir ungefähr einen halben Kilometer durch den Wald gegangen waren, wurden wir von seitwärts angerufen. Beim Umdrehen gewahrten wir einen russischen Offizier mit Fahne. Als er näher herankam, gab er zu verstehen, daß er nicht schieße und gut sei. Dies flößte uns Vertrauen ein.

Er sah nicht wie ein Russe aus, hatte blondes Haar und blaue Augen. Er brachte eine Karte von unserer Gegend in russisch hervor, desgl. Kompaß und Zentimetermaß und fragte nach unserem Wohin. Ich zeigte ihm auf der Karte unseren Ort Benau. Er nahm ein Päckchen deutsche Zigaretten heraus und bot mir und meiner Tochter davon an, ein paar zu nehmen. Ich hatte ein Fläschchen Schnaps bei mir und bat ihn, zu trinken; ich mußte jedoch zuerst davon trinken, dann tat er dasselbe. Er liebäugelte auch nach meiner Tochter, berührte sie jedoch nicht unzünftig. Nun nahm er das Rad meiner Tochter und schob es einen halben Kilometer durch den Wald.

Am Weg begegnete uns der Bauer Gustav S. aus Friedersdorf; derselbe wollte nach Gablenz zu seiner Familie, mußte jedoch nach Friedersdorf mit zurückkommen. Nun stieß ein russischer Posten zu uns, Anweisungen von ihm zu erhalten. Jetzt bestiegen die beiden ihre Räder in Richtung Fünfeichen.

Als wir dort ankamen, konnten wir unbehelligt passieren. Kurz vor dem Bahnübergang kamen wieder Russen schießend auf uns zu, aber es stellte sich heraus, daß die Schüsse nicht uns galten, sondern einer fahrenden Kolonne, welche Richters Weg in Richtung Syrau fuhr. Am Buschkretscham angelangt, erschien ... wieder eine Patrouille, welche auch uns wieder passieren ließ. Der oben bezeichnete Offizier hatte bis hier Anweisung erteilt, uns unbehelligt passieren zu lassen.

Bei der Witwe R. begegnete uns ein Auto mit vier russischen Offizieren; wir grüßten, auch sie ließen uns passieren. ... Wir ... sahen die Zerstörung des Niederdorfes, zerschossene und brennende Gehöfte, tote Deutsche und russische Soldaten, jedoch keine lebenden Benauer. Die Leere und Totenstille machten auf uns einen niederschmetternden Eindruck. Dies war wohl ... die schwerste Stunde, die ich mit meiner Tochter erlebte. Es kam uns vor, als ob wir die einzigen lebenden Benauer seien.

Wir gingen dann bei Schmied N. den Fußweg über die Wiesen nach unserem Grundstück zu. Vor dem Gehöft des Bauern Willi R. bei der Eiche sahen wir zwei Frauen und ein Kind nach dem Grundstück S. gehen. Im selben Augenblick hörten wir übermenschliche Schreie, denn aus dem Grundstück kamen mehrere Russen, welche wohl die Frauen belästigten. Am Abend erfuhren wir, daß es Frau S. mit Mutter und Tochter waren. Die Mutter ist seitdem verschwunden. Nun gingen ich und meine Tochter nach unserem Grundstück.

Am Hexengraben lagen ein russisches Auto und ein toter Russe. Auf unserem Grundstück

angelangt, stellten wir unsere Räder ans Haus und begaben uns in die Küche, von da in die Stube. Die Türen standen alle offen, und eine Grabesstille umgab uns. Beim Anblick der Küche und Stube, wir waren nur eine halbe Minute im Haus, packte uns das Grauen, denn es war alles Geschirr in kleinste Stücke zerschlagen. Auch im Hof lagen die gefüllten Weckgläser zerschlagen am Boden. Ich sagte: "Komm, mein liebes Kind, hier haben wir nichts mehr zu suchen; wir haben hier zur Zeit keine Heimat mehr."

Es war uns bekannt, daß der alte G., 75jährig, auf seinem Grundstück bleiben wollte. Wir begaben uns dorthin. Ungefähr 30 Meter vom Grundstück G. bei einem Bretterstapel wurden wir im Flüsterton angerufen: "Legt euch nieder". Beim Nähertreten erkannten wir ca. 30 unserer Landsleute. - Ernst S. nebst Tochter und Enkel, Familie Max T., Familie Kurt B. nebst Mutter und Schwester, Robert G. mit Familie, Paul D. mit Familie. Dieselben hatten sich vor den Russen dorthin geflüchtet.

Da es zu dunkeln anfang und sehr kalt war, machte ich den Vorschlag, in den Rübenkeller bei L. (Pfarrgärtner) zu gehen, was wir auch ausführten. Auf dem Weg dorthin kam ein Russe, winkte uns, zu ihm zu kommen. Bei ihm angelangt, forderte er uns auf - wir waren ungefähr sechs Mann -, das Auto helfen flottzumachen, welches von der Straße den Abhang heruntergeschleudert war. Bei näherem Hinschauen gewahrte ich Wäsche unter den Rädern. Die Wäsche war mein Eigentum, hatten sie aus meiner ca. zehn Meter entfernten Wohnung geholt; sie sollte zum Flottmachen des Autos dienen. Ich mußte dieselbe liegen lassen, hatte keine Verwendung mehr dafür. Als wir das Auto in den Hof des Bäckers V. geschoben hatten, bedankte sich der russische Chauffeur dafür.

Wir begaben uns nun gleichfalls nach dem Rübenkeller. Als wir beim Grundstück des Fleischers Paul St. vorbeikamen, kamen zwei Russen auf uns zu, nahmen meine Tochter in die Mitte und führten sie nach dem Grundstück ab. Als ich es verhindern wollte, stießen sie mich zurück. Im gleichen Augenblick kam ein dritter Russe aus der Haustür, mit seinem Gewehr im Anschlag auf mich gerichtet. Hätte ich nochmal versucht, meine Tochter zu befreien, hätte er mich niedergeschossen.

Ich ging dann nach meinem Grundstück ca. 100 Meter entfernt, um mein Rad zu holen. Auf halbem Weg dorthin kam meine Tochter angelaufen und erklärte mir, ein Offizier habe sie hinausgeworfen und auf die beiden Russen sehr geschimpft. Wie wir später erfuhren, mußten die Russen packen, das Mitteldorf verlassen, da unsere Truppen im Anmarsch waren, das Dorf Billendorf, ca. fünf Kilometer entfernt, schon freigekämpft hatten.

Ich bin dann mit meiner Tochter nach dem Rübenkeller gegangen, wo sich die anderen Landsleute schon befanden.

Gegen Abend wurde es sehr unruhig im Mitteldorf, eine große Schießerei begann, russische Kommandos erschallten, und gegen 11.00 Uhr nachts erklangen deutsche Kommandos im Hof des L.: "Gruppe Säger Feuer frei." Ich gab dem Fräulein Marta B. den Auftrag - dieselbe stand gerade auf der Kellertreppe - mal nachzusehen, ob es deutsche Soldaten wären. Sie schrie dann in den Hof: "Sind deutsche Soldaten hier?"

Nach kurzer Zeit kam ein Feldwebel mit drei Obergefreiten und war erstaunt, daß so viele Leute im Keller seien. Wir erzählten ihm unser Schicksal. Er erklärte, wir hätten diese Nacht nichts zu befürchten, da das Dorf rechts und links der Chaussee ca. 300 Meter freigekämpft worden sei. Zwei Frauen begaben sich nun sofort nach der Küche des L. und kochten zwei Töpfe Kartoffeln. Die haben geschmeckt, da fast alle schon zwei Tage nichts mehr gegessen hatten. Wir anderen stimmten den Choral an: "Nun danket alle Gott".

An ein Schlafen war durch die Aufregung nicht zu denken, auch war jetzt Ruhe eingetreten. Am Donnerstagnachmittag kam Unruhe unter die deutschen Soldaten, welche im Hof waren. Auf Befragen, was los sei, erwiderten sie, sie müßten sich zurückziehen, da russische Panzer im Anmarsch seien. Nach kurzer Zeit begann ein ohrenbetäubendes Schießen vom Bahnüber-

gang, ca. 300 Meter entfernt, an; Ziel: die Kirche und die umliegenden Häuser. Die Erde erdröhnte; sechs Panzer, ein T 34, gaben Schnellfeuer. Unsere Lage war kritisch geworden, da die Granaten in nächster Nähe des Kellers einschlugen.

Gegen 4.00 Uhr nachmittags hörten wir Motorengeräusch. Unsere Flieger kamen und beschossen die Panzer. Drei wurden von ihnen außer Gefecht gesetzt, zwei erledigte der Kommandeur unserer Truppe, der sechste wurde von einem Obergefreiten angeschossen, fuhr jedoch durchs Niederdorf bis zum Buschkretscham. Derselbe beschoß dann in der Nacht den Kirchberg.

Gegen Abend am 15. Februar 1945 wollten wir das entlaufende Vieh von L. einfangen, bekamen jedoch Feuer vom Mühlischen Walde her mit Leuchtschurmunition; es war hell wie am Tage, wir bekamen Feuer von unserer eigenen Artillerie. Dieselbe war unseren Truppen zu Hilfe geeilt und nahm an, daß um die Kirche herum noch der Feind sei. Wir mußten uns nach einem neuen Übernachtungsraum umsehen, da die Scheune niedergebrannt war. (In dieser Scheune war der Rübenkeller.) Auch das Grundstück G. brannte vollständig nieder, sowie das Grundstück M. stand in Flammen. Wir suchten endlich den Keller von Ernst S. auf und verbrachten, ca. 30 Personen zusammengepfercht, die Nacht.

Am Morgen, dem 16. Februar 1945, gingen wir dann zum Pfarrhause, um zu sehen, ob dort noch Landsleute seien. Dasselbst befand sich gleichfalls eine größere Anzahl. Wie war die Freude groß, als uns die frühere Schwester F. mit einer warmen Suppe empfing.

Ich begab mich zum Kommandeur unserer Truppe, der gleichfalls im Pfarrhaus untergebracht war (derselbe war beim Abschluß der zwei Panzer schwer verwundet worden), und bat um Abtransport der Frauen und Kinder, ca. 30 Personen. Leider konnte er dem Wunsch nicht nachkommen, da ihm Transportmittel nicht zur Verfügung standen. Wir bekamen des Nachts schweren Beschuß, so daß wir den Pfarrkeller mehrmals aufsuchen mußten.

Am Sonnabend, dem 17. Februar, begab ich mich wegen des Abtransportes der Frauen, Kinder und Kranken nochmals zum Kommandeur. Nun erklärte er mir, gegen 10 Uhr käme ein Lastauto mit Munition, fuhr jedoch nach Entladung gleich wieder ab. Nun konnten ca. 30 Personen, Frauen, Kinder und Kranke, die Gefahrenzone verlassen. Wir anderen Landsleute nahmen uns die im Pfarrhaus stehenden Räder, um nach Sablath, unserem Bestimmungsort, zu fahren.

Als wir die freie Chaussee erlangten, bekamen wir so schweres MG-Feuer, daß wir unsere Räder wegwarfen und in den Straßengraben sprangen. Ich bin dann bis zum Pfarrberg, ca. ein Kilometer, 1 1/2 Stunde gekrochen, da ich beim Aufstehen gleich schweres Feuer bekam.

Meine Tochter Ella fuhr in rasendem Tempo, bekam jedoch am linken Schuh einen Streifschuß, der 15jährigen Inge G. wurde der hintere Mantel zerschossen. In Nißmenau wollte ich meine Brille hervorholen, mußte jedoch feststellen, daß ich dieselbe im Jackett im Pfarrkeller habe liegen lassen, da ich mir infolge der Kälte den Überzieher angezogen hatte. Als ich zurückkehren wollte, verbot mir dies die Feldgendarmarie-Patrouille: Es dürfe keiner zurück.

In Billendorf waren meine Tochter und G. nicht anwesend. Der Feldgendarm erklärte mir, dieselben seien mit einem Militärauto nach Christianstadt gefahren. Dies konnte jedoch nicht möglich sein, da Christianstadt von den Russen besetzt war. Ich befürchtete für die beiden das Schlimmste. Nun war ich ganz allein, da dieselben auch nicht in Sablath waren.

In Sablath setzte ich mich sofort bei den hohen Militärstellen (hier lag der gesamte Divisionsstab) zum Abtransport der Frauen und Kinder aus Benau nach Spremberg ein. Diese Stadt war für uns vorgesehen. Leider waren auch hier keine Transportmöglichkeiten vorhanden.

Am Sonntag früh ließ ich mich wieder bei der Division melden, erhielt jedoch denselben Bescheid. Die Landsleute sollten sich jedoch in der Nähe des Denkmals aufhalten, es könne sein, daß ein Lastauto mal eintreffe. Ich benachrichtigte daraufhin meine Landsleute. Ich begab mich nun nach Altwasser, um bei einem alten Freund unterzukommen.

Auf dem Weg dorthin überholte mich ein Lastauto. Wer saß oben? Meine Landsleute. Ich hatte für ihr Fortkommen gesorgt, nur ich kam nicht mit. Ich begab mich nun nach Buschweide - Altwasser war geräumt.

Hier wurde mir mitgeteilt, daß sich alle zum Abtransport nach Cottbus in Königswille zu melden hätten. Unterwegs traf ich den Gemeindediener W., Frau Gastwirt Sch. mit deren Schwester, Frau K. Dieselben blieben in Hermswalde. Frau Witwe L. und Frau K. schlossen sich mir an.

Montagnacht kamen wir in Cottbus an. Am Vormittag trafen wir in Spremberg ein. Am Dienstag traf auch meine Tochter Ella ein. Ein Militärauto hatte sie mit nach Guben genommen, wo sie für einen Truppenteil kochen mußte.

Am Mittwoch wurden wir nach Söhren, Kreis Segeberg/Holstein, überwiesen, da meine Schwiegertochter Lieschen L. dort eine Tante hatte.<<

Die Flucht vor der Roten Armee aus Ostpreußen

Flucht im Januar 1945, Überrollung des Trecks durch sowjetische Truppen bei Saalfeld und Rückkehr im Februar 1945

Erlebnisbericht der L. S. aus Groß Nappern, Kreis Osterode in Ostpreußen (x001/22-27):

>>17. Januar 1945. Warschau geräumt! Rufe Frau Pfarrer D. in Groß-Schmückwalde an, frage, ob dies die höchste Alarmbereitschaft sei, was sie verneint.

Abends kein Licht, kein Radio.

19. Januar 1945. Schon vor 8 Uhr kommt Lehrer H. und sagt: "Frau S., es ist so weit! Richten Sie sofort ihren Treck!" Fieberhaftes Rennen treppauf, treppab. Was soll aus Tante Käthe werden? Sie ist 81, krank, und will von nichts wissen. Am Abend kommt die Meldung: "Abfahrt nicht notwendig. Feind 60 km zurückgeschlagen!" Darf man es glauben? Wieder kein Licht. Es liegt etwas Unheimliches in der Luft. Beim trüben Schein einer Petroleumlampe packen wir weiter. Es ist ein gegenseitiges Aushelfen, wenn etwas fehlt. Die Kinder finden es herrlich. Gott sei Dank, daß sie den Ernst der Stunde nicht spüren.

20. Januar 1945. 13 Uhr (ist ein) Treffen im Schulhaus. Es handelt sich um die Verteilung der Leiter- und Kastenwagen an die Flüchtlinge. Während Lehrer H. und Inspektor H. noch disponieren, kommt Schuster Rudolf S. angestürzt: "Sofort los! Nur mit Handgepäck!" Im Nu sind wir auf der Dorfstraße, die mit einem Mal voll von jammernden Frauen ist. Unsere Gumbinner Flüchtlinge sind noch unschlüssig. Trage Tante Käthe mit Lotte S. in den Landauer, wo sie in Pelzdecken gehüllt ganz friedlich sitzt, neben ihr die 7jährige Ingrid, ihr gegenüber die 6jährige Jutta und die 2jährige Oda. Dann gilt es, unsere ... Sachen zu verstauen. Natürlich ist es viel zu viel, alle Wagen sind überlastet. ...

Die Chaussee ist eisglatt. Es sind mindestens -20 Grad, doch keiner spürt die Kälte in der fieberhaften Aufregung. 18 Uhr stehen wir dicht ineinandergekeilt am ersten Bahnübergang ... in Osterode. Löse Lotte S. im Wagen ab, da sie nach ihren Eltern sehen will. Tante Käthe plagt mich mit Fragen: "Warum steht der Wagen still, was wollen wir hier, warum essen wir kein Abendbrot?" Auf der Straße rennen die Menschen, als wenn sie gejagt würden. Züge mit Panzern (fahren) in Richtung Allenstein. ... Plötzlich ist H. mit heißem Kaffee da. Das tut gut. Unser kriegsversehrter Volontär S. bemüht sich um den Zusammenhalt des Groß-Napperner Trecks. ... Wir dürfen nicht überholen, sehen ja auch ein, daß die Wehrmacht die Straße frei haben muß. Mit Bangen sehen wir sie immer noch nach Osten ziehen.

Endlich können wir weiter, kommen aber nur langsam vorwärts. Tante Käthe beginnt wieder zu fragen, und wenn meine Antworten nicht befriedigend ausfallen, zerrt sie an meiner Hand. Im Liebemühler Wald bleiben wir stecken. Nehme Frau K. und Hildchen in den Wagen, Friedchen kommt neben Kutscher W. auf den Bock. Versorge alle aus meinem Rucksack.

Sehe die ersten zurückgehenden deutschen Soldaten im Schneehemd, erschöpft und abgehetzt. Der Russe scheint uns auf den Fersen zu sein. Wie zur Bestätigung erschallt Kanonendonner. Weiter, nur weiter.

Vorbei an Pillauken kommen wir in der Dämmerung nach Liebemühl. Frage (dort) nach der NSV. Tante Käthe will aus dem Wagen. Befehl der Kreisleitung: "Sofort einsteigen und weiterfahren!" ... Die Kinder sind eingeschlafen. Tante Käthe redet wirr und zerrt an meinen Nerven. 1 Uhr nachts (sind wir) vor einem Bauernhof in Nickelshagen.

Die Tür ist verrammelt. Nach langem Klopfen erscheint ein weißbehaubtes Mütterchen am Fenster, und es bedarf guten deutschen Zuredens, um ihr klarzumachen, daß wir noch nicht die Russen sind. Sie öffnet. Wir tragen Tante Käthe ins Haus und stärken uns. Osterode, will man wissen, soll brennen. ...

Feuerschein überall. Weiter. ... Die Straßen verstopfen immer mehr. Schimpfende Landser. 15 Uhr (sind wir in) Saalfeld. Halt auf dem Marktplatz. Wir vertreten uns die Beine. Der Kutscher steht bei den Pferden.

Plötzliches Rasseln und Dröhnen, nein, kein deutscher, ein russischer Panzer, riesenhaft, Maschinengewehre tackern. Ich reiße die Kinder in den Wagen, K. flüchtet in ein Haus. Der Kutscher schreit: "Mich hat es getroffen!" Ich kann nicht helfen, da ich die wild um sich schlagende Tante Käthe halten muß. Der nächste Panzer rammt uns, die Deichsel bricht, und die Pferde gehen durch. Wir streifen in rasender Fahrt eine Bretterwand, eine Hausecke. Wieder ein Panzer, die Pferde biegen aus, dabei kippt der Wagen um, wir fliegen durcheinander, werden weitergeschleift. Ich liege auf Ingrid, wühle mich hoch, frage: "Wem tut was weh?" "Nichts!", sagt Ingrid, "ich habe nur Angst, Mutti, laß uns beten."

Endlich kommen wir zum Stehen. Ich sehe eine Gestalt vorbeilaufen, schreie, klopfe, schlage wie rasend gegen die Wand des Wagens, erkenne unseren französischen Gefangenen Michel, der einen Treckwagen fuhr. Er hilft das Dach öffnen, und wir können die Kinder herausheben, schwieriger ist es mit Tante Käthe, die sich mit Händen und Füßen sträubt. Wir müssen sie zurücklassen, als uns neue Panzer zu überrollen drohen. Mit den Kindern und einer rasch aufgerafften Decke unter dem Arm kann ich in das nächste Haus flüchten. Panzer toben vorbei.

Als wir uns wieder hervorwagen, sind Pferd und Wagen verschwunden. Michel will mich zum verwundeten Kutscher bringen, er ist nicht mehr zu finden. Wir stapfen durch tiefen Schnee, kommen an einen Schuppen. Heftiges Maschinengewehrfeuer in den Straßen. Längst ist es dunkel. Mit Mühe entziffere ich auf der Tür des etwas abgelegenen Schuppens: "Giftkammer Ceresan!" Nun, ein Beizmittel kann eine Landfrau nicht schrecken.

Ich stoße die Tür auf, (es ist) alles dunkel, aber ich höre Menschen, lasse mit zitternden Händen ein Streichholz aufflammen: 8 todernste Männer in Wlassow-Uniform starren mich an. Eine Frau mit einem Säugling, eine Alte. Rasch ziehe ich meine 3 Kinder rein, mache die Tür wieder dicht. Wir kauern uns in eine Ecke. Ich lege die jetzt so kostbar gewordene Decke über die Kinder. Die Stunden schleichen. Meine Gedanken kreisen um Tante Käthe. Habe ich sie im Stich gelassen? Lebt sie noch? Werde ich jemals etwas über ihr Schicksal erfahren? Ich muß jetzt bei meinen Kindern bleiben, noch haben sie das Leben vor sich, meine einzige Aufgabe ist es, ihr Leben zu beschützen und zu bewahren.

Allmählich gewöhnen sich die Augen an die Dunkelheit, ich entdecke noch ein ukrainisches Ehepaar mit Kind, die bei uns gearbeitet haben, kann ihnen ein Stück Brot geben. Die Stadt scheint in den Händen der Russen zu sein, ich höre, wie sie im Vorderhaus mit den Kolben die Türen einschlagen. Alles hält den Atem an. Werden sie uns finden? Man fürchtet, sich durch den wilden Herzschlag zu verraten. Es geht vorüber. Die Füße erstarren in der Kälte. Ingrid und Jutta flüstern: "Mutti, die Russen, was werden sie mit uns machen?" "Nichts", sage ich, während es mich schüttelt, "nichts!", und lege meine Hand auf ihre Lippen. ...

4 Uhr morgens versuche ich, ins Vorderhaus zu gehen. Wir können hier nicht bleiben, es muß

etwas geschehen. Plötzlich steht unser Obermelker N. vor mir. Dem Mann laufen die hellen Tränen herunter. Er vermißt seine Frau und seine Tochter Gertrud. ... Wir bekommen (in einer Fleischerei) zu essen. Aber es dauert nicht lange, bis die ersten Russen kommen. Wir kommen, vielleicht der Fleischerei wegen, mit Uhren und Ringen, die Männer mit bzw. ohne Langschäfte (Lederstiefel) noch gnädig davon. Ich sage zu N.: "Es hat keinen Zweck, uns hier festzusetzen, wir müssen aus dem brennenden Saalfeld raus!"

Ja, Saalfeld brennt an allen Ecken und Enden. Organisiere einen Schlitten, auf den ich Oda setzen kann. (Wir) marschieren los, kommen ins Kampfgebiet, finden, auf Kartoffelkraut liegend, Schutz in einer Gärtnerei. Dann in einem Bunker. Nicht lange, da jagen uns die Russen raus, nehmen H. mit, der behauptet Pole zu sein, obwohl sein Sprachschatz mit dem Wort "Popolski" erschöpft ist. Seine Frau und Sohn Ulrich laufen mit uns. N. ist immer noch untröstlich. Ich sage: "Zu Fuß können wir nur nach Groß-Nappern zurück, da werden auch Ihre Frau und Gertrud sein!" ...

Wir marschieren, von den Russen getrieben, die Straße des Todes zurück, in unserem Rücken die brennende Stadt. Brennende Bauernhöfe begleiten uns, brüllendes Vieh. Kommen in ein schweres Panzergefecht und müssen im Straßengraben Deckung suchen. Oda schreit so, daß N. böse wird. Er ist jetzt unser Schutz, denn er kann ... polnisch.

Es wird dunkel, die Kinder können nicht mehr. In einer Holzhütte finden wir Unterschlupf. Die Hütte ist (fast voller Holz) ... und wir sind 11 Erwachsene und 9 Kinder, aber es muß gehen. Barbarische Kälte, ich mache Feuer. Russen kommen und wärmen sich. "Schimna, schimna" (ukrainisch: simno = kalt), rufen sie und strecken die mit Trauringen bedeckten Finger über das Feuer. Mit steifen Händen kochen wir in einer Konservenbüchse Schneewasser und trinken es. Mit einer Eisenstange breche ich eine Miete auf: Kartoffeln wie Steine, aber doch Kartoffeln! Halbgar schlingen wir sie hinab.

Weiter. Ungeheure Massen von ... Panzern begegnen uns, auf denen Trauben von Menschen hängen. Russen, nichts als Russen. ... Überfahrenes, zerquetschtes Vieh, Zivilisten mit eingeschlagenen Köpfen neben ausgeplünderten, umgestürzten Trecks, tote deutsche Soldaten. Die Gesichter der Kinder sind ganz klein und blaß und so stumm geworden. In Groß-Hanswalde finden wir in der Nacht keine Unterkunft. Viele Häuser sind ohne Dächer. Ich binde mir den Schlitten um den Leib, um Ingrid und Jutta an die Hand nehmen zu können.

In Schlieve, nahe der abgebrannten Kirche will mich ein Russe abseits zerren, (aber ich) kann mich losreißen. (Wir sehen) ein niedergebranntes Gutsgehöft seitlich der Straße. In einer halbzerstörten Scheune (liegt) etwas Stroh. Ich reibe den Kindern die erfrorenen Füße mit etwas Schnee ein, bereite ein Lager.

N. fängt eine Kuh und strahlt, daß er wieder melken kann. Ich strahle auch, obwohl die Milch der euterkranken Kuh gelb ist. (Wir) greifen und rupfen 2 Hühner. Der brennende Hunger kann gestillt werden. Aber die Kinder jammern immer noch über ihre geschwollenen Füße. Trage sie zum Austreten raus, Jutta kriecht auf allen Vieren. ...

Als der Morgen kommt, tauchen Menschen auf. Angesichts der erfrorenen Füße der Kinder kann ich einen Landarbeiter mit Pferd und Wagen bewegen, uns mitzunehmen. Das Pferd ist alt und schwach, so daß wir oft schieben müssen. Tiefer Schnee, wohl 20-25 Grad unter Null. Wo der eisige Ostwind den Schnee weggefegt hat, ist die Chaussee spiegelglatt. Die Helle blendet. (Ich habe) keine Handschuhe, die haben mir die Russen abgenommen; finde in einem Tornister ein paar Socken.

Wieder bleiben wir stecken, der abgetriebene Gaul droht zu fallen. Die Polenfrau, die auch auf dem Wagen ist, will die Kinder heruntersetzen. Wir reisen ja gewissermaßen unter ihrem Schutz, und sie kann sich alles erlauben. Wir dürfen nicht einmal den toten deutschen Soldaten am Wege die Soldbücher abnehmen. Wer wird ihre Angehörigen benachrichtigen? ...

Über Dittersdorf (geht es) nach Liebemühl. Dämmerung, die den Augen gut tut. N. muß seine

16jährige Tochter Hilde schützen. Endlich (finden wir) ein heiles, offenbar noch bewohntes Haus. Aber als wir eintreten, bietet sich uns ein Bild unvorstellbaren Grauens; verstreutes und verschüttetes Essen, Tote sitzen auf dem Sofa, hängen über Stühlen, liegen in den Betten. Fußboden und Wände sind mit Blut bespritzt. Nur ein Hund kläfft uns wütend an. Wir flüchten ins Freie. Plötzlich ist da eine alte Frau, ruft hinter uns her: "Kommt, ruht Euch hier aus!" Ich schüttele den Kopf, fort, nur fort von hier! Wieder bringen wir den Wagen in Gang. Ich ziehe immer noch meinen Schlitten.

Im nächsten Gehöft kommen wir unter. Es wimmelt hier von Menschen. (Unter ihnen sind) viele Franzosen, die ganz lustig kochen und braten. Schleppe die Kinder auf dem Rücken ins Haus. Bekomme zu essen. ... Ich sehe mich um. ... Verwundete Frauen und Kinder aus dem letzten Liebmühler Zug, der nicht mehr fortkam und beschossen wurde. Eine Schwester, der ich (beim) Verbinden helfe. ...

Als wir weiterziehen, schließt sie sich uns an. Schritt für Schritt geht es durch den vertrauten Liebmühler Wald. Auch dort Trümmer von Trecks und Todesgeruch. Pillauken - überall Russen. Senke mein Gesicht tiefer. ... Osterode (ist) abgebrannt, keine Menschenseele (ist zu sehen). Vor den Ruinen der Post (liegt) Geld in Haufen, niemand will es. ... Ein Russe hält uns an: "Wohin?" "Nach Hause!" Er winkt grinsend ab, als gäbe es so etwas für Deutsche nicht mehr. In der Wilhelmstraße stehen noch einige Häuser, aber man sieht keine Menschen. Was noch lebt, hält sich ängstlich versteckt. ...

(Wir) kommen noch bis Treuwalde, dann ist es dunkel. Das erste Haus ist abgebrannt, ebenso die Försterei und das Schulhaus. In einem Stall finden wir 22 Menschen Platz. Brate das Stück Schweinefleisch, das mir in Liebmühl ein Franzose gab. ... Das erste Mal seit 8 Tagen ziehe ich meine Halbschuhe aus, und das erste Mal seit dem Aufbruch aus Groß-Nappern schlafe ich den Schlaf völliger, totenähnlicher Erschöpfung. ...

Einer hat gegen Morgen Feuer gemacht, und da meine Schuhe zu nahe dran waren, sind sie steinhart zusammengeschrumpft. Ich bekomme ein Paar Knobelbecher Größe 43 verpaßt, und weiter geht es. Hoffentlich laufe ich mir nicht zu schlimme Blasen. Im Schießwald irren hungrige Pferde und ein winselnder Hund umher. Mörlen (hat) kein Gutshaus mehr. Auf der Strecke nach Rheinsgut (weht ein) schneidender Ostwind, der uns beinahe umwirft. Über uns fliegt ein Fieseler Storch mit blutrot leuchtendem Sowjetstern. Von fern (sieht man) den Groß-Schmückwalder Kirchturm, er steht also noch.

Die Heimat rückt näher und die bange Frage: Wie werden wir sie antreffen? Klein-Schmückwalde, das Gutshaus ist niedergebrannt. N. sondiert. Wir warten. Es dauert mir zu lange, und ich wage mich in die Insthäuser (Häuser der Gutstagelöhner), finde N. mit Russen, bekomme meinen Pelz abgenommen. N. gibt mir zu verstehen, daß er mir nicht weiter helfen kann. Ich werde durchsucht, abgetastet. "Partisan?", fragen sie drohend, wohl wegen meiner Skihosen, dann: "Patron?" Ich spreche mit Frau S. wegen unseres Unterkommens, sie zeigt mir, daß alles reichlich besetzt ist. Ein Russe will mich ins Zimmer ziehen: "Frau, kumm!" Ich komme weg. Zu den Kindern. Wieder auf den Wagen. Im nächsten Haus, das leer ist, kommen wir unter, und ich kann etwas Eßbares zusammenbrauen.

Am 3. Tag wagen wir trotz Schneesturm den nur 2 km entfernten Weg nach Groß-Nappern, aber die Kinder sind so schlecht auf den Füßen, daß es mir ins Herz schneidet und ich noch einmal umkehre. Der zweite Anlauf glückt.

Am 4. Februar sind wir wieder zu Hause. ... Das Haupthaus ist abgebrannt, nur das gelbe Nebenhaus steht. ... Tolle Szenen müssen sich hier abgespielt haben, haben die Russen doch eine volle Brennerei vorgefunden. Ins Haus gehe ich zunächst nicht, da ich von draußen sehen kann, wie es drinnen aussieht! ...

Die langen Nächte sind angefüllt mit wilden Schießereien und ständiger Menschenjagd. Oft hört man das Schreien von Frauen, das Weinen von Mädchen. ... Fristen unser Leben von Tag

zu Tag.

In der Küche wird den ganzen Tag für die Russen geschlachtet und gebraten. Der Kommandant bewohnt unten 2 Zimmer und benimmt sich ... fast europäisch. Er besucht uns, und ich erfahre, daß mein Mann ein "guter Pan" gewesen sei und gerne kommen dürfe. Dabei lassen wir es. Ich bin froh und dankbar, die erfrorenen Füße und den furchtbaren Durchfall der Kinder pflegen zu können. Ein russischer Sanitäter steckt mir sogar etwas Chinosol und einige Tropfen Opium zu. Unter Aufsicht eines Feldwebels gehen Helga M. und ich zum ersten Mal ins Haus. Es sieht unbeschreiblich aus, nichts als Scherben, herumfliegende Federn. Ich gehe von Zimmer zu Zimmer, pralle zurück: Da liegt Bauer P. erschossen über einem Bett. Es dauert Tage, bis ich mich wieder ins Haus wage, um den einen oder anderen noch verwertbaren Gegenstand zu holen. Viel ist es nicht. ...<<